Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 31

Artikel: Das Stadtbataillon 28 anno 1914 [Fortsetzung]

Autor: Christen, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642709

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zinische Kategorien verwenden, so kommt doch alles auf eins hinaus. Und auch wir können erst wieder gesunden, wenn wir wissen, daß der Sonntag ein Gottesgeschenk ist, für das wir Gott auch verantwortlich sind. Möchte bald der Tag anbrechen, wo unser Volk wieder Sonntag feiern kann als Ruhe- und Feiertag, der die Seele erquickt, als Tag des Herrn. E. B.

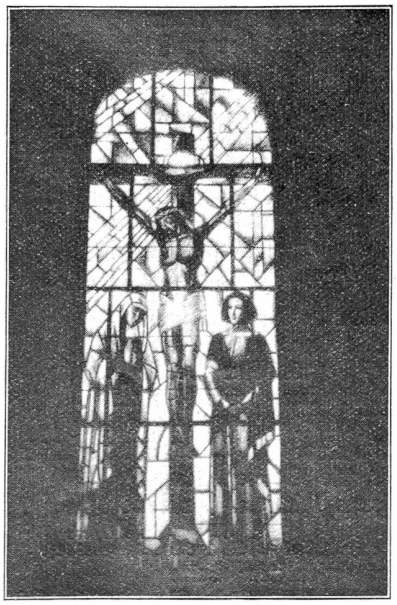
Ein Kirchenfenster in Madiswil.

Es scheint, daß die Glasmalerei auch heute noch nicht auszusterben droht, ja, daß sie sogar neue Wege sucht, die dem modernen Geschmack und Leben angepaßt sind, unter sorgfältiger Beachtung der ursprünglichen, glasmalerischen Elemente.

Ein glücklicher Versuch in dieser Art, ein Werk von hohem, künstlerischem Wert ist das von Maler Linck entworfene und von der Glasmalerei Boß ausgeführte, neue Kirchenfenster in Madiswil. Die Darstellung ist einfach, klar und auf das Wesentliche beschränkt. Das hat zur Folge, daß Motiv und gedanklicher Gehalt (Christus am Kreuz, mit Maria und dem Apostel Johannes) recht einprägsam zur Geltung kommen. Besonders gut herausgebracht in Haltung und Gebärde ist der seelische Ausdruck von Maria und Christus. Beim Apostel Johannes dürfte das Gesicht durch eine nachträgliche Ausbesserung noch bestimmter und männlicher werden.

Eine eigenartige, mystische Stimmung erzeugen die von rechts oben einfallenden Strahlen und die in grauen Tönen gehaltene, wolkenartige Behandlung des Hintergrundes. Dazu kommen als weitere, künstlerische Qualitäten eine sehr geschickte Komposition und die prächtige Flächen- und Tiefenwirkung des ganzen Fensters. Wunderbar ist die Leuchtkraft und geheimnisvolle Glut der Farben, und bei einfallendem Sonnenlicht vermag sich wohl dem Zauber dieses bunten Farbenspieles kein Besucher zu entziehen.

Das Fenster kann ohne Zweifel in Farbe, Form und Gehalt unserer Bevölkerung etwas bieten. Es findet im



allgemeinen eine sehr gute Kritik und stellt eine seltene und glückliche Lösung dar: Ein Kunstwerk, das dem Volk gefällt und dazu auf einer respektablen Höhe steht.

Roland Bürki.

Friedhof im Sommer.

Drei Gedichte von Ernst Oser.

Den Toten.

Nun webt des Sommers ganze Pracht
Um Grab und Kreuz und Stein.
Der Blumen Fülle hüllt, entfacht,
Der Müden Stätte ein.

Geranien leuchten, Rosen glühn,
Von lieber Hand gehegt,
Und zärtlich um des Sterbens Mühn
Sich grüner Epheu legt.

Viel froher Menschen Leben geht
Im Friedhof ein und aus ...
Dort, wo der Toten Name steht,
Ist jeder einst zu Haus.

Vergessen.

Ein altes Weiblein liegt im Grund.
Steinhart und steil sein Weg.
Bis daß es starb, totsiech und wund,
Blieb dornig sein Geheg.

Verwahrlost jenes Grab umschließt
Des Weibleins müden Lauf.
Kein Grabstein drauf, kein Blümlein sprießt,
Nur Wucherkraut zuhauf.

Verdingt! Das war des Weibleins Lohn
Ein ganzes Leben lang.
Klein und gering, geduckt zur Fron
Zog es am Werkelstrang.

Nun schläft's, der Ewigkeit verdingt,
Nur auf dem Nummernschild,
Verrostet längst, ein Vöglein singt
Zum Abend licht und mild.

Zwiegespräch.

Ich plaudre mit einer Toten,
Als ob sie im Leben noch wär'.
Meine Blumen sind ihr Boten,
Sie fragt: „Wo kommen sie her?"

„Sie blühten in deinem Garten,
Dem du zu des Lebens Zeit,
Viel Liebe, dein stilles Warten
Und treue Obhut geweiht."

„Hab' Dank", so hör' ich sie sagen,
„Daß du meinen Garten liebst.
Die Erde will ich wohl tragen,
Wenn du ihr Blumen gibst!"

Das Stadtbataillon 28 anno 1914.

(Zum 20. Jahrestag der Mobilisation.)

Von Peter Christen. 5

Diese Höhen wurden quasi als Drehpunkt gleich einer Festung mit Schützengräben jeden Formats und Artilleriewerken ausgebaut. Alle in der Nähe liegenden Truppen mußten dabei „i d'Händ speue", und zwar wacker. Tag und Nacht wurde gearbeitet. Viele bleiche Körper bekamen eine kriegerische Farbe. Bleibende und tiefe Eindrücke vermittelte uns das Arbeiten in der Nacht, wenn man in der fernen Ebene die brennenden elsässischen Dörfer und die

Posten Nr. 2 im Largin. (Die von den Franzosen verbrannte Largmühle.)

Feuerblitze der Kanonen beobachten konnte. Dann wurde unsere eigene Arbeit in Fels und Stein nicht mehr als schwer empfunden und im Herzen dankten wir dem Schicksal, Schweizer zu sein. Unwillkürlich mußte jeder von uns Vergleiche ziehen zwischen der gesicherten, friedlichen Wohnung seiner Frau, seiner Kinder, der Eltern und Geschwister in unserm Lande und den Schreckensszenen, die sich um die gleiche Stunde bei andern Müttern, Frauen, Kindern und Geschwistern abspielten. Schließlich hatte ja jeder, dem vielleicht auch der tiefe Begriff „Heimat" fremd geworden war, irgendwo daheim einen lieben Menschen, zu dessen Schutz er zu jedem Opfer bereit war. Sogar zwei ganz rabiate, „prinzipielle" Antimilitaristen in meinem Zug, die wohl ihre Pflicht taten, aber dabei ihren Grundsätzen jederzeit lauten Ausdruck gaben, wurden das erstemal, beim offenen Anblick dieser Kriegsschrecken, wahrscheinlich doch eines andern belehrt. Einer von diesen führte sich fortan so mustergültig auf, daß er bald zum Gefreiten und ein Jahr später zum Unteroffizier befördert wurde. Und der andere freut sich heute jedesmal, wenn wir uns treffen und wieder von den damaligen Zeiten reden können.

Das Verhalten einzelner Einwohner der Truppe gegenüber war im Anfang wenig freundlich, und zwar machten wir diese etwas schmerzliche Beobachtung ziemlich überall. Später und in den folgenden Ablösungsdiensten hat sich das gründlich geändert, nachdem die Leute gesehen hatten, daß wir keine „sales Prussiens", sondern nur Schweizer waren wie sie. Allerdings darf man nicht vergessen, daß die Bevölkerung, besonders diejenige der Grenzdörfer, mit den westlichen Nachbarn in regem Verkehr stand und mit ihr durch freundschaftliche und sogar verwandtschaftliche Bande eng verknüpft war. Für sie bestand eine Grenze im eigentlichen Sinne gar nicht, nicht zu vergessen das sprachliche Moment.

Bei ziemlich allen Truppen wurde darüber geklagt, daß diese Unfreundlichkeit so weit ging, sogar die stillen, verschwiegenen „Oertchen" unzugänglich zu machen. Zwar war nicht ausschließlich dies, sondern ein wichtigerer Grund maßgebend, eigene Laubhütten zu erstellen, deren Zweck durch den Namen „Latrine" gekennzeichnet wurde. Es war am dritten Abend in Séprais, als auch unsere Kompagnie den Befehl hiezu erhielt. Weil das etwas ganz Neues war, ging man mit Lust und Eifer an die Ausführung und innerhalb einer Stunde konnte das schön und idyllisch gelegene, mit Tannenreisig geschmückte „Kunstwerk" auf seine Zweckmäßigkeit erprobt werden. Da bekanntlich die Arbeit munter fortfließt, wenn heitere Reden sie begleiten, wurde bei diesem Anlaß ein wichtiger „Beschluß" gefaßt. Bekanntlich haben wir in der Schweiz Mangel an Vereinen! Dieser Uebelstand wurde auch bei uns in der Armee empfunden. Es wurde daher ein neuer Verein gegründet, der „Böckliverein", geboren in der historischen Stunde 8 Uhr abends des 10. August 1914! Wer diesem neuesten Verein angehörte, mußte sich verpflichten, den Bart stehen zu lassen. Mit dieser altväterlichen Zierde gedachte man, wie einst die Helden von Marignano, die Stadt Bern bei unserer baldigen (!) Rückkehr zu überraschen. Weil in unserer öden „Residenz" kein einziger Bartschaber aufzutreiben war und man die spätere Einrichtung des Kompagnie-Coiffeurs noch nicht kannte, wurde somit aus dieser Not eine Tugend gemacht. Leider konnte ich selbst nicht Mitglied werden, weil mir damals im Gesichte auch gar nichts sprießen wollte.

Wie mit allem auf dieser Welt, stunden wir mit unserer famosen Idee des „Böcklivereins" nicht allein. Andere Einheiten waren auch phantasiebegabt, wie die nachstehende humorvolle Dichtung eines zürcherischen Wehrmannes in launiger Weise dartut.

„Der Dienstbart."

Es sproßte mancher schöne Bart
In unserm Bataillone.
Fast jeder wuchs nach Ziegenart
Und stand dem Kriegersohne
Gar wild und trutzig zu Gesicht;
Doch dem Major gefiel das nicht.
Gestreng sprach er zu allen:
„Der Dienstbart, der muß fallen!"

Gar mancher junge Leutenant
Mit stillverhalt'ner Gierde
Sah auf dem Marsche unverwandt
Nach unserer Manneszierde.
Denn mancher — ach — ist noch total
Um Kinn und Nase glatt und kahl.
Da wuchs der Neid im Stillen
Um uns'rer Bärte willen.

Ob diesem haarigen Beschluß
Ging plötzlich durch die Reihen
Ein wohlbegründeter Verdruß:
„Sind wir denn keine Freien?"
Der Führer links vom ersten Zug
Voll Ingrimm auf die Brust sich schlug,
Obwohl die Borstenhaare
An seinem Kinn noch rare!

Mit noch mehr Recht erhob Protest
Zu meiner rechten Seite
Mein Korporal. Sein Bart wuchs fest
Und fein und weich wie Seide.
Er freute sich schon auf den Schmatz,
Den bärt'gen, den er gäb dem Schatz
Beim nächsten Wiedersehen:
Und wollt' ihn lassen stehen.

Zum Hauptmann trat mit strammem Schritt
Und festgeschloss'nen Haxen
Der Korporal und sprach: „Ich bitt',
Laßt meinen Bart doch wachsen!"
Doch jener: „'s ist verdammte Pflicht;
Tut Euren Kuder aus dem G'sicht!
Ihr würdet ihn doch scheren,
Wenn wir zu Hause wären."

Nun sind wir wieder glatt und fin
Und säuberlich rasoren.
Kein einzig Härlein sproßt vom Kinn
Hinauf bis zu den Ohren.
Nun schneidet auch noch ab den Zopf —
Der wächst, von Stroh, auf manchem Kopf —
Dann steht es gut — potz Hagel —
Vom Kopf bis zum Schuhnagel.

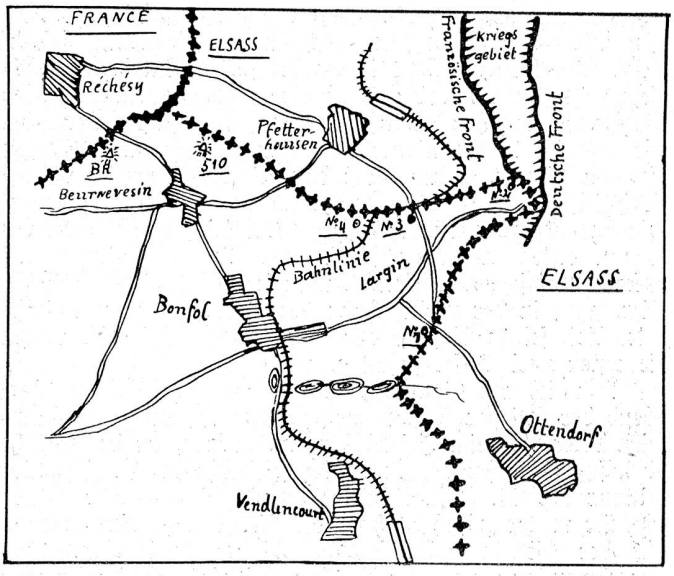
Das wäre nun das Resultat
Der Haar- und Bartkultur,
Das uns im Jura der Major
Im Keim vom Grinde schur.
Wie hätte sich der General gefreut
Beim Defilee ob solcher Kriegersleut!

Bei uns blieb der „Böckliverein" auch nicht lange am Leben und die Bärte verschwanden wieder. Daran war aber nicht der Major schuld, sondern eine viel mächtigere Gewalt — die Gilberte de Courgenay. Wir werden ihr später noch begegnen.

In Séprais sahen wir auch das erste Blut fließen, als Teile der Kompagnien zum Impfen antreten mußten. Der Rest wurde weniges später in Courgenay nachgeholt. Mancher trat blaß in Reih und Glied zurück, obschon nur ein feines Messerchen seine Haut geritzt hatte.

Das Wetter hielt sich in allen diesen Tagen vorbildlich gut. Wir waren an die Hitze schon gewohnt und auch gut trainiert. Den Marsch von der Allmend nach Bümpliz hätten wir jetzt „spielend" überwunden. Am 13. August, unser Zug befand sich gerade auf Orts- und Außenwachen, sprengte in sausendem Galopp unser Hauptmann B. von einer Uebung zurück und überbrachte den Befehl, die Wachen sofort einzuziehen und uns dem Bataillon auf der schon oft begangenen berühmten Caquerellestraße anzuschließen, die ganze dritte Division sei alarmiert und bewege sich der Grenze zu. Auf Abkürzungen krochen wir die Hänge hinauf und fanden ungezählte Truppen schon aufmarschiert. Im Eilmarsch ging es über die Caquerelle und Les Malettes auf der gewundenen Straße nach der Ajoie hinunter. Jenseits der elsässischen Grenze waren die deutschen Fesselballone sichtbar, ferner Kanonendonner hallte herüber, es war eine Schlacht im Gange und die Gefahr der Abdrängung kämpfender Truppen auf unser Gebiet in nächste Nähe gerückt. Alle Müdigkeit war vergessen, den schweren Tornister spürten wir kaum und der Hitze achteten wir uns nicht. Singend, scherzend und lustig plaudernd trabten wir fröhlich vorwärts. Die ungeheuren Truppenmassen, deren wir bei jeder Kehre ansichtig wurden, gaben uns ein Gefühl überlegener Kraft und gemeinsamen Kampfwillens. Unser Land durfte ruhig sein. Zu keiner Zeit und in keinem Heere hätte die moralische Bereitschaft zur Verteidigung eine bessere sein können, als sie damals bei uns herrschte.

Wir passierten eines der schönsten, romantischen Dörfer der Ajoie, Asuel. Beidseitig hatten sich sämtliche Einwohner eingefunden, die staunend und mit unverhohlener herzlicher Anteilnahme dem gewaltigen Vorbeimarsch zusahen. Auch sie werden geglaubt haben, für uns habe jetzt die „Stunde zum Kampfe geschlagen", immer wieder hörten wir die von Mitleid durchzitterten Stimmen: „Ces pauvres garçons!" Doch bei Pleujouse hatten wir im Brigadeverband während zwei Stunden auf weitere Befehle zu warten.



Karte des Largin.

Dann endlich kam das gelbe Divisionsauto angesurrt und brachte die Meldung, daß sich die Gewitterwolken wieder verzogen hätten und die Truppen Kantonnemente beziehen sollen. Stehenden Fußes konnten wir den Befehl ausführen, die 28er blieben in Pleujouse. Auch eine Ortschaft, die wir nie mehr vergessen werden, insbesondere unsere Kompagnie, welche in der romantischen, verfallenen Ruine sich einnistete. Wie froh waren wir, nicht mehr an den alten Ort zurückgehen zu müssen! Pleujouse zählte immerhin zwei Pinten, Krämerläden waren auch da, am Fuße der Ruine floß ein herrlicher Bach vorbei, die Allaine, sodaß die Gegend im Vergleich mit dem ausgetrockneten, jeden Humors entbehrenden Séprais wie ein Paradies erschien.

Die Kantonnementseinrichtung gab entsetzlich staubschluckende Arbeit. Fingerdick lag überall der Staub des verfallenen Gemäuers, alle Wände zierten jahrhundertalte Spinngewebe. Fledermäuse hatten es sich hier heimisch gemacht und Eulen horsteten auf dem Giebel. Daß da auch noch anderes Getier Besitzerrechte ergriffen hatte, wurden wir in der Nacht inne. Trotz allem dem gefiel es uns hier, das romantische Hausen in einer alten Räuberburg paßte vorzüglich zu Krieg und Soldatenleben. Stroh war in reichlichem Maße zur Stelle und die klaffenden Löcher in den Mauern flickten wir notdürftig mit Brettern, die uns die Bewohner bereitwillig und gerne überließen. Fast schien es, als ob ein ganz anderer Menschenstamm hier zu Hause sei, wenigstens hörten wir nichts von „sale Prussien" und die Mädchen versteckten sich nicht in die hintersten Winkel.

Es wurde spät, bis alles so geputzt und eingerichtet war, daß der Feldweibel nichts mehr auszusetzen hatte und dem Hauptmann die Kompagnie als „zum Hauptverlesen bereit", was vollständige Marschbereitschaft bedeutete, melden konnte. Zum Abendschoppen langte es leider nicht mehr, zudem hatten die andern Truppen, glücklicher als wir, die zwei Wirtschaften kahl gegessen und getrunken.

Anderntags war es bei uns gemütlich. Der Nachmittag wurde vollständig den Reinigungs- und Retablierungsarbeiten gewidmet. Ein köstliches Bad im kühlen Bach vervollständigte das Wohlbehagen. Eine neue Latrine wurde auch gebaut, schöner und sorgfältiger als die erste in Séprais. Die Grenze bei Lützel war jetzt nur noch einen Katzensprung entfernt und wir rechneten damit, wenigstens einige Tage hier zu bleiben. Für die Ausbesserung des Kantonnementes in der Burg waren auch schon allerhand Pläne entworfen. Mit einem Wort, wir fühlten uns hier wohl. Auch gesundheitlich ging es uns ausgezeichnet, wir brauchten die „Karbolhengste" (Sanität) nicht zu behelligen.

Anderntags, den 15. August, änderte sich die Situation wieder. Wir mußten uns zum Weiterziehen besammeln. Am meisten leid tat uns die schöne Latrine, die wir nicht mitnehmen konnten. Auf einem kleinen Umweg über Courgenay, um hier endlich die Blousen zu fassen, bewegten wir uns im Regimentsverband Vendlincourt und Bonfol, also der Grenze zu, um dort das 13. Regiment im Grenzschutz abzulösen. Freudig erregt sahen wir den kommenden Dingen entgegen, war doch hier die interessanteste Ecke, wo es am ersten etwas zu sehen gab. Das eigentliche Ziel unserer Wünsche war erreicht, man stand in vordester Linie. Hier, ganz in der Nähe, hatte der Krieg, streng militärisch betrachtet, seinen Anfang genommen, das heißt, hier waren die ersten zwei Opfer gefallen.

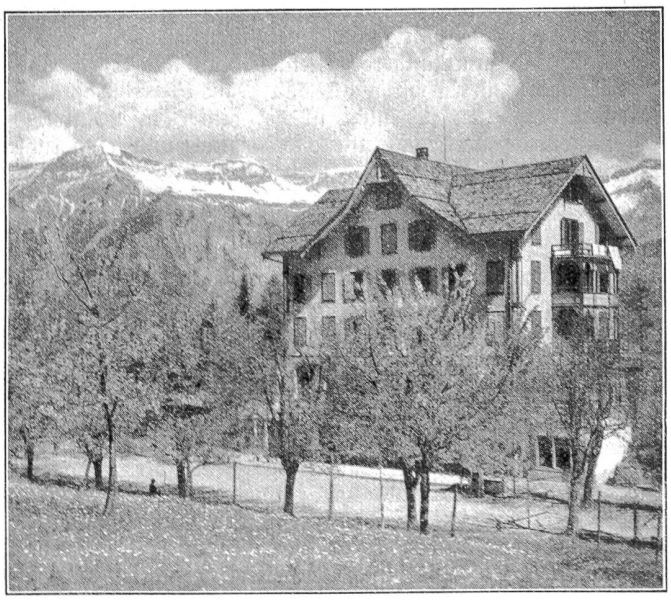
Nämlich am Sonntag, den 2. August, also am Vorabend der Kriegserklärung zwischen Deutschland und Frankreich, bewachte beim Friedhof von Jonchery, an der Straße Réchésy-Pfetterhausen, ein Unteroffiziersposten des 11. Bataillons des 44. Infanterie-Regiments, die Gegend. Gegen 10 Uhr morgens sah plötzlich die Schildwache einen Trupp auf der Straße galoppierender Reiter auftauchen. Das Gewehr unterm Arm lief der benachrichtigte Postenchef nach vorn, um die verdächtigen Reiter zu beobachten. Aber schon stürzte sich die deutsche Patrouille auf ihn. Mit einem Pistolenschuß streckte ihr Führer, Leutnant Meyer, den französischen Unteroffizier, Korporal Peugeot, nieder. Sofort erwiderten die Leute des französischen Postens das Feuer und trafen den deutschen Leutnant, der tödlich verletzt zu Boden sank. Da machte der Rest der deutschen Patrouille kehrt und zerstreute sich mit verhängten Zügeln. — Korporal Peugeot stand im Alter von 21 Jahren und war Lehrer. Er und sein Angreifer, Leutnant Meyer (auch erst 22 Jahre alt), figurieren an der Spitze der langen deutschen und französischen Listen, welche die Namen von Millionen von Opfern des großen Krieges tragen.*)

(Fortsetzung folgt.)

*) Oberst A. Cerf, Der Krieg an der Juragrenze.

Vom stadtbernischen Schülerferienheim auf Schweibenalp.

Die Stadtgemeinde Bern leistet viel für die geistige und körperliche Ausbildung ihrer Jugend. Sie hat unter anderem auch Ferienheime für erholungsbedürftige Schüler, soweit mir bekannt, sind solche bei der Grasburg im Schwarzenburgischen, in Hartlisberg bei Steffisburg, auf der Gumm bei Biglen und das obgenannte auf der Schweibenalp. Sie werden erhalten durch die Stadtgemeinde oder durch Hilfsvereine mit Zuzug von einigem Kostgeld von seiten zahlungsfähiger Eltern, ohne daß die nichtzahlenden Kinder ausgeschlossen oder irgendwie zurückgesetzt würden.



Das stadtbernische Schülerferienheim auf Schweibenalp bei Brienz.

Ein Besuch der Ferienkolonie Schweibenalp führt uns in einer Stunde Aufstieg von der Schiffsstation Gießbach auf eine aussichtsreiche Bergterrasse. Man sieht die berühmten Gießbachfälle, steigt durch den alten Waldweg oder auf der bequemen Autostraße zur Wirtschaft Bramisegg, von da durch einen neuerstellten Felsenweg über der Gießbachschlucht. Der Anblick dieser brienzerischen Viamala ist nicht alltäglich und zeigt zugleich ungebändigte Naturkraft und felsbezwingende Technik. Der Ausblick vom Ferienheim aus ist reizvoll und großartig. Tief unten liegt der Brienzersee in ruhiger Bläue mit seinen Uferorten, hinter ihm der steile Brienzergrat, westlich reicht der Blick bis zum Niesen und ostwärts über Unterwaldner- und Hasliberge bis zum Susten. In der Nähe trotzt das schroffe Felsgestell des Hinterburghorns; Alpen und Wälder bilden den Hintergrund. Das stattliche Hauptgebäude ist auch im Innern gut eingerichtet als wohnlicher Aufenthalt für die vielen, die sich auf den weiten Spielplätzen fröhlich tummeln. Die Stadt Bern hat für den Besitz dieser Gesundheitsstation bedeutende Summen aufgewendet, nicht nur für den Ankauf der Gebäude und der Weiden, sondern auch für bauliche Einrichtungen und ausreichende Wasserversorgung. Besondere Sorge wurde dieser letzteren zugewendet, indem außer der Quellwasserleitung noch ein Pumpwerk in der Gießbachschlucht samt zudienender Filtrationsanlage erstellt wurde für den täglichen Bedarf, wie auch für Brandfälle. Die Löscheinrichtungen im Pensionsgebäude sind bereit, jedes Schadenfeuer wirksam zu bekämpfen.

Die 77 Knaben aus allen stadtbernischen Schulen, die von der Eßglocke zusammengerufen wurden, dachten aber nicht an Blitzableiter und Kurzschluß und andere Fährlichkeiten, sondern gaben sich dem Vergnügen eines reichlichen Frühstücks hin. War es die Disziplin des Vorstehers und seiner energischen Gattin, die eigenhändig und beflissen servierten, oder war es die Nachwirkung häuslicher Zucht, daß es bei dieser Massenspeisung gesittet zuging! Nach dieser soliden Grundlegung für weitere Taten sammelten sich die Marschfähigen, also mit Ausschluß der Schwächlichen, um unter der Führung einer ortskundigen Lehrerin einen Ausflug auf den Hohgrat zu machen; die Zurückgebliebenen unterhielten sich mit Ballspiel und anderem Sport. Die hübschen Schlafräume von 3—6 Betten und die andern den Kindern zugeteilten Räume sind derart, daß es dem jungen Volke in der „Schweibe" wohl werden muß, auch wenn nicht lauter Sonnentage über das Land gehen, und anfängliches Heimweh nach der Mama wird bei dem fröhlichen Treiben von Großen und Kleinen bald schwinden.

Die große Wäscherei in einem Nebengebäude kann den Rechner daran erinnern, daß da auch ein Ausgabeposten ist, der das Budget belastet; ein wohlgepflegter Gemüsegarten nebenan macht sich dadurch bemerklich, daß die Kulturen mehr vorgerückt und üppiger sind, als sich von einer Höhe von 1130 Meter ü. M. erwarten ließe. Für den Verkehr mit der untern Welt dienen Telephon und Auto, und der besuchende Arzt entführte den fragevollen Gast, damit Herr und Frau Gempeler Ruhe bekämen; bei einem Betrieb von annähernd 90 Köpfen sind sie vor Arbeitslosigkeit ziemlich gesichert. Dieser Betrieb sieht für die Zeit vom 1. Mai bis 31. Oktober die Aufnahme von 450 Kindern vor, abwechselnd Knaben und Mädchen für eine Zeit von je vier Wochen. Der gesundheitliche Erfolg dieser Höhenkur wird durch eine durchschnittliche Gewichtszunahme